Bäuerliches Leben in Pliezhausen im 19.Jahrhundert

Pliezhausen in der Oberamtsbeschreibung von 1868

Der große, in die Länge gezogene Ort hat eine geschützte und sehr freundliche Lage in einer Mulde oberhalb des linken Neckartalabhanges. Schöne Obstbaumwiesen umschließen ihn und hübsche Gärten liegen zwischen seinen großenteils stattlichen Häusern, die ziemlich verstreut an den reinlichen, gekandelten, bergan führenden Straßen stehen. Von jeder höheren Stelle aus hat man eine prachtvolle Aussicht über das Neckartal und die ganze Albkette vom Hohenstaufen bis zum Plettenberg. Die Kirche, einst eine Wallfahrtskirche, liegt hoch und schön am östlichen Saume des Dorfes auf dem noch immer ummauerten früheren Friedhof. Der neue Begräbnisplatz wurde 1864 außerhalb des Dorfes angelegt. Die Kirche ist in spätgotischen Formen erbaut und bildet ein Rechteck mit westlich angebautem Turm; über dessen Portal steht 1523.

Es gibt eine Kelter mit zwei Bäumen sowie zwei Armenhäuser. Ein uraltes hohes Haus führt den Namen "Spital"; aus welchem Grunde weiß man nicht.

Ortsansicht aus der Kieserschen Forstkarte von 1683

Sehr gutes Trinkwasser liefern hinreichend drei laufende und drei Ziehbrunnen; das Wasser der zwei laufenden Brunnen wird in hölzernen Deucheln weither geleitet, der dritte, eine ausgezeichnet reiche und gute Quelle, entspringt im Ort selbst.

Vicinaltraßen gehen von hier nach Kirchentellinsfurt, Oferdingen, Mittelstadt, Neckartenzlingen und Gniebel. Die Einwohner, besonders die Männer, sind ein schöner, kräftiger Schlag, erreichen nicht selten ein hohes Alter (der älteste Ortsbürger ist 86 und mehrere sind bald 80 Jahre alt). Sie sind fleißig, betriebsam, geordnet; auch fehlt es ihnen nicht an kirchlichem Sinn.

Erwerbsquellen sind Feldbau, Viehzucht und etwas Weinbau; doch leben die meisten Bürger durch Arbeit in den weithin bekannten Steinbrüchen auf hiesiger Gemarkung, oder sie suchen als Maurer, Gipser, Steinhauer und Zimmerleute auswärts ihr Auskommen.

Der Steinhauer Johannes Bayer4 bei der Arbeit in seiner Steinhauerhütte.

Genannte Steinbrüche, herrlicher weißer Keupersandstein, liefern Bausteine weithin bis zu den Dombauten von Ulm und Köln, ferner unzählige Mühlsteine, hauptsächlich nach der Schweiz. Ganz Reutlingen samt der Marienkirche soll von Pliezhäuser Steinen erbaut worden sein. Handel mit Fegsand wird ebenfalls getrieben.

Es gibt vier Schildwirtschaften, zwei Kauf- und zwei Kramläden.

Die Landwirtschaft wird mit der Anwendung besserer Ackergeräte, wie dem Brabanter Pflug, der Walze, der eisernen Egge und der Rapssämaschine, gut und umsichtig betrieben. Man baut vorzugsweise Dinkel und Gerste an. Die häufigsten Brachgewächse sind hier Kartoffeln, dreiblätteriger Klee, Wicken, Kraut, Raps, Mohn, Hanf und Flachs. Der früher ausgedehnte Weinbau ist nicht mehr bedeutend. Man zieht Sylvaner, Klevner und Müllertrauben.

Der sehr ausgedehnte Obstbau beschäftigt sich hauptsächlich mit den gewöhnlichen Mostsorten und etwas Zwetschgen. Der Obstertrag wird gemostet, gedörrt, gebrannt und in günstigen Jahren in großen Mengen nach außen verkauft. Die Rindviehzucht wird ziemlich gut betrieben; sie beschäftigt sich mit verschiedenen Rassen, die durch zwei Farren nachgezüchtet werden. Von Belang ist die Schweinezucht. Die Bienenzucht ist unbedeutend.

Eine ehemalige Römerstraße führt unter der Benennung Heerweg durch den westlichen Teil der Gemarkung in Richtung Gniebel; etwa 600 Schritte östlich von dieser Straße befand sich der abgegangene Ort Büttensulz.

In dem 1/4 Stunde nordöstlich vom Ort gelegenen Schelmenwald stand eine Burg, von der noch Reste des Burggrabens sowie das Kellergewölbe vorhanden sind.

Das stattliche Schulhaus enthält zwei große, helle Lehrzimmer und die angenehme Wohnung des Schulmeisters; die Gemeinde beabsichtigt im Jahre 1868 ein zweites Schulhaus für einen weiteren Schulmeister zu bauen.

Kuhgespann

Das schwäbische Dorf um 1900

Im Sommer

Die bäuerliche Arbeit spielte sich im Sommer vor allem draußen auf den Feldern ab. Dazu brauchte man viel mehr Zeit als heute, da die Feldarbeit noch langwierige Handarbeit war. Die heute gebräuchlichen Maschinen gab es damals noch nicht. Die Arbeitstage waren besonders im Heuet und in der Ernte sehr lang. Man musste arbeiten, so lange es Tag war, im Sommer von vier Uhr früh bis abends um neun. Da war die Wohnung oft nur Schlafstelle, oft kaum Essraum. Es wurde seltener gekocht. Es gab zu Mittag häufig nur Brot mit Kaffee oder Most. Der Most spielte damals in der Ernte eine große Rolle. Die Hitze brachte Durst, und der wurde mit möglichst viel Most gestillt. Nur: das viele Mosttrinken brachte nur noch neuen Durst.

Die Zugtiere wurden im Sommer von Bremsen und Schnaken gequält. Manche Ochsen und Kühe waren "muckenscheu". Sie rannten, wenn sie die "Mucken" nur hörten, oft mit hochgestelltem Schwanz einfach davon. Man schützte die Tiere mit Bremsenöl, nach dem im Sommer das ganze Dorf stank.

Im Winter

Wie für das alte Dorf die langen Sommertage typisch waren, so waren es die kurzen Tage im Winter auch. Solange man für Stall und Scheuer noch kein elektrisches Licht hatte, sondern mit der trüben Laterne funzeln musste, war frühes Aufstehen wenig sinnvoll. Der sparsame Bauer wollte nicht unnötig Licht verbrennen; man wartete, bis es Tag wurde. Und der begann nach 8 Uhr.

Unter der Kälte hatte man früher im Dorf mehr zu leiden als heute. Da man durchweg mit Holz heizte, gab es am Nachmittag und Abend warme Stuben; wenn aber das Feuer erloschen war, hielten auch große Öfen die Wärme nicht mehr lang, so dass es morgens in den Stuben bitterkalt war.

Frauen und Mädchen kamen in wechselnden Häusern mit Strickzeug und Flickzeug zusammen. Dabei ging es weniger um die Arbeit als vielmehr um gesellige Unterhaltung, Erzählen, Singen und Spaß haben. Die Männer trafen sich in den Wirtshäusern.

Nach Karl Häfner: Vom schwäbischen Dorf um die Jahrhundertwende

Der alte Lindenplatz vor der Ortskernsanierung im Jahre 1968.

Das liebe Geld

An Essen und Trinken fehlte es in den bäuerlichen Familien nicht, und an Kleidung und Wohnung stellte man keine hohen Ansprüche. Aber ganz ohne Bargeld ging es auch nicht. Man brauchte Geld für die kleinen Ausgaben wie Zucker, Salz, Zichorie für den Kaffee, Erdöl, Tabak und Schulhefte für die Kinder. Und Krankheiten durften keine großen Kosten verursachen, da man nicht versichert war.

Die Bäuerin verkaufte den Liter Milch für zehn Pfennig, das Ei für fünf. Andererseits kostete der Schoppen Bier auch zehn Pfennig und die Brezel drei.

Der Verkauf von Hafer brachte gutes Geld. Anderes Getreide, Kartoffeln und Obst verkaufte man nur gelegentlich. Den größten Teil verbrauchte man im eigenen Haushalt.

Ein sicheres Einkommen hatte man durch den Verkauf von Kühen, Kälbern und Ochsen an die Handelsmetzger, die an die städtischen Schlachthöfe lieferten.

Eine wichtige Einnahmequelle war auch der Schweinestall. Im Dorf wurden viele Zuchtschweine gehalten und ein Wurf Ferkel konnte einen guten Erlös bringen.

Im Winter machten die Rossbauern Fuhren für Steinbrüche oder besorgten Güter für diejenigen, die keinen "Zug" hatten, also keine Pferde oder Ochsen besaßen. Andere verdienten sich im Winter als Holzfäller ein Zubrot. Vor allem die Kleinbauern schauten neidvoll auf die Arbeiter, die morgens auf den Bahnhof gingen und in der Industrie ein sicheres Einkommen hatten.

Die Ernte

Der Höhepunkt im Jahr des Bauern ist die Ernte. Sie ist auch seine Hauptarbeitszeit. Das war früher auch so. Mit Ernte war immer die Getreideernte gemeint.

Die Ernte begann an einem Werktag mit einer Erntebetstunde in der Kirche, entweder frühmorgens oder spätabends. Sie wurde von niemandem versäumt, der einen Acker hatte. Mit der Erntebetstunde begann in der Schule auch die Erntevakanz; für die Kinder hieß das: ganztätig auf dem Feld mithelfen.

Die Ernte begann auf den wenigen Roggenäckern, die ja auch zuerst bestellt worden waren. Dann folgte der Dinkel, darauf die Gerste, anschließend der Weizen und zuletzt der Hafer.

Das Schneiden des Korns erfolgte um 1850 noch fast ausschließlich mit der Sichel. Erst um 1880 herum wurde sie mehr und von der Sense verdrängt. Wenn man Getreide mähte, wurde unten an der Gras-Sense ein mit Drahtgeflecht oder Leinen bespannter Bogen angeschraubt, der die abgemähten Halme gegen die noch stehende Wand der "Frucht" stellte. Hinter den Mähdern kamen die Frauen und Kinder, die "wegtun" mussten. Sie nahmen das Gemähte auf und breiteten es zu "Sammelten" aus. Das Binden der Garben erfolgte am Mittag, wenn der auf den "Sammelten" liegende Tau weggetrocknet war. Danach wurde der Leiterwagen so beladen, dass die "Ärsche" der Garben nach außen, die Ähren aber

nach innen gerichtet waren. In der Scheuer wurden die Garben dann aufgeschichtet, bis sie aus-gedroschen wurden.

Wenn ein Acker geräumt war, kamen die Ährenleser. Frauen und Kinder sammelten abgebrochene Ähren in Säcklein; manche konnten einen ganzen Sack "Ährfrucht" für die Mühle zusammenbringen. Ährenlesen war mancherorts ein Recht, das man den mittellosen und armen Dorfbewohnern zugestand.

Die Aussicht von der Tellerhecke auf die Schwäbische Alb.

Heuet und Öhmdet

Eine Arbeit auf den Wiesen begann schon im Herbst: das Düngen. Gedüngt wurde mit Stallmist, der auf die Wiesen und dort mit der Mistgabel gespreitet wurde. Der Mist sollte den Winter über verrotten und der tierische Dünger darin von der Wiese aufgenommen werden. Das Stroh darin musste aber im Frühjahr wieder weggerecht werden; man nannte diese Arbeit das "Abputzen" oder "Wiesenfegen". Das "Abrechstroh" oder "Wiesenstroh" wurde von der Sonne getrocknet, dann heimgefahren und nochmals zum Streuen verwendet.

Vor Mitte Juni wurde nicht mit der Heuet begonnen. Wenn es das Wetter zuließ, sollte sie am "Kirschenpeter" (29. Juni) beendet sein. Das wichtigste Werkzeug beim Heuen war die Sense. Damit sie scharf war, wurde sie gedengelt und während des Mähens immer wieder mit dem Wetzstein "gewetzt". Die Heuet begann oft schon frühmorgens um zwei Uhr, weil die Sensen das taunasse Gras besser schnitten als das trockene.

Bei gutem Wetter begann am zweiten Tag das Heuwenden mit der Gabel oder mit dem Heurechen. Am dritten Tag wurde das Heu zu Schochen oder Haufen aufgehäuft. Wenn es dann richtig "rösch" geworden war in der Sonne, wurden die Haufen in der Mitte der Wiese zu einem Wall zusammen geschoben, damit es von da bequem auf den Wagen geladen werden konnte. Bei gutem Wetter war die Wiese in drei bis vier Tagen geräumt.

Auf die Heuet im Juni folgte im August die Öhmdet; so nannte man den zweiten Grasschnitt. Sie verlief im allgemeinen wie die Heuet. Es gab weniger Arbeit, weil das Gras kürzer und zarter war. Bei warmem Wetter ging alles sehr schnell. Am Abend des zweiten Tags war das Öhmd oft schon dürr und konnte in die Scheuer gefahren werden. Mit der Öhmdet war die Arbeit auf den Wiesen dann auch vorbei.

Schwarzer Brei

Zum schwäbischen Frühstück, dem "Morgenessen", gab es entweder den "Musmehlbrei" oder "Schwarzen Brei". Weizen- oder Dinkelschrot wurde in der Pfanne angeröstet und in kochendes Wasser eingestreut. Das ergab den "Schwarzen Brei", den man mit etwas Milch und zerlassenem Schmalz aß. Da dieser Brei schnell fest wurde, wenn er kalt war, verpackte die sparsame Bauersfrau ihn auch scheibchenweise und gab ihn so den Männern mit aufs Feld. Er vermittelte ihnen ein lange andauerndes Sättigungsgefühl, "weil er den Magen ausmauerte."

Pliezhausen von Reicheneck aus gesehen.